

Die Postmoderne als Herausforderung für das Mönchtum

Bernhard A. Eckerstorfer, Kremsmünster

„Ist das Kloster noch bewohnt?“ Diese immer wiederkehrende Frage bei Führungen in meinem Benediktinerstift illustriert, dass Klosterleben heute für viele ein Überbleibsel einer versunkenen Welt ist: Es kommt von weit her, scheint unwirklich – und fasziniert doch die Zeitgenossen. Wenn eine Touristengruppe jemanden von uns im Habit erspäht, dreht sie sich unwillkürlich um: der Mönch ist plötzlich viel interessanter als die beste Erläuterung unserer 1200-jährigen Geschichte. Und die Begegnung mit einem Mitbruder schlägt sogar unseren Tassilokelch aus dem 8. Jahrhundert! Mönchtum und Postmoderne – Welten prallen aufeinander, die sich fremd gegenüberstehen und einander doch viel bedeuten könnten. Die Orden sind freilich in Gefahr, sich funktional vereinnahmen zu lassen bzw. selbst nur um die ererbten Tätigkeitsfelder zu kreisen. Dieser Artikel geht einen anderen Weg: Das Mönchtum soll zu sich selbst finden. Sein Wesen und seinen Auftrag kann es allerdings erst verstehen, wenn es die Zeit und ihr Lebensgefühl ernst nimmt. Der Blick von außen befreit die mönchische Lebensform von einer blinden und zunehmend sinnlosen Verlängerung eingefahrener Traditionen. Erst ein Mönchtum, das sich nicht schon am Ziel glaubt, sondern aufbricht in eine ungewisse Zukunft, wird zu einer Bereicherung und Inspiration für die Welt.

Der grundlegende Wesenzug des Mönchtums ist der Rückzug aus der Welt. Klöster gestalteten durch die Jahrhunderte in je verschiedener Weise die Distanz zur eigenen Kultur und eine gewisse Unabhängigkeit von der Ortskirche. Haben deswegen gesellschaftliche und kulturelle Entwicklungen Mönchen¹ nichts zu sagen? Ist ihre monastische Eigenwelt gar immun gegenüber profanen Vorgängen? Neuankömmlinge hegen manchmal solche Erwartungen; sie meinen, durch den Eintritt ins Kloster der Welt mit ihren Versuchungen und negativen Einflüssen zu entkommen. Auch jenen Zeitgenossen, die Klöster lediglich als groteske Relikte einer weit entfernten Vergangenheit museal festhalten möchten, schwebt eine absolute Trennung von Kloster und heutigem Leben vor.

Für ein zukunftsträchtiges Mönchtum sind Klosterleben und Welt untrennbar miteinander verbunden und stehen doch in einer bleibenden Spannung. Um dieser Doppelbewegung gerecht zu werden, fragen wir eingangs: Wie verhält sich der postmoderne Lebens- und Denkstil zum Mönchtum? Welche Wahlverwandtschaften und welche Ungleichzeitigkeiten lassen sich ausmachen? Der postmoderne Blick führt sodann zu einer Herausforderung für das Mönchtum, die für das Leben im Kloster selbst hilfreich ist. So können wir Fehlformen heutigen Mönchtums identifizieren und bewährte Wege gelungener

¹ „Mönche“ stehen hier für Personen, die ein benediktinisch geprägtes Leben führen.

Mönchsexistenz in einer neuen Perspektive entdecken. Schließlich tritt der postmodernen Zeit ein derart gesehenes und gelebtes Mönchtum gegenüber, das ihr eine andere Wirklichkeit eröffnet und sie einem Anderen anvertraut. Dabei liegt uns nicht daran, ein monastisches Ideal zu formulieren, sondern in Verantwortung gegenüber den ererbten Traditionen und im Angesicht unserer Lebenswelt methodologische Leitlinien zu entfalten, anhand deren praktische Fragen erörtert werden können. Die Ausführungen zielen somit auf einen kulturwissenschaftlich und theologisch verankerten Rahmen für den Dialog zwischen Postmoderne und Mönchtum.²

1. Postmoderne Lebenswelten und das Mönchtum

Mit dem Begriff »Postmoderne« wollen wir menschliche Erfahrungen sowie gesellschaftliche und kulturelle Entwicklungen fassen. Das bedeutet zugegebenermaßen eine recht schematische Erläuterung dessen, was in der Luft liegt, die wir alle atmen. Aber es können vielleicht damit doch Lebensgefühle und Mentalitäten erfasst werden, die sich uns tief einprägen. Freilich, solche Darstellungen finden sich wohl oder übel im Streit um die Zukunft wieder: Wie fasse ich eine vermeintlich neue Lebens- und Denkweise? Leite ich sie aus der Vergangenheit ab oder stelle ich sie ihr gegenüber? Die Postmoderne erhält ja ihre Konturen dort, wo sich heutiges Leben und Denken von dem abheben, was wir gemeinhin als Moderne verstehen.

Der Postmoderne sind „große Erzählungen“ und Theorien, die alles erklären, verdächtig, d.h. die Allmacht von Wissenschaft und Technik, die rationale Weltdurchdringung und ein unerschütterlicher Fortschrittsglaube. Einheitsgebilde wie Faschismus und Kommunismus sind für sie Ausgeburten der Moderne, die sich selbst gegen diese wenden. Vorboten der Postmoderne können wir in der Malerei entdecken, wenn sie von der Zentralperspektive abgeht; im Dadaismus, insofern dieser eindeutig festgelegte Sprachmuster über den Haufen wirft; in der Zwölftontechnik, wenn sie die klassische Harmonielehre ersetzt. Nach den beiden Weltkriegen wie auch nach dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus ab 1989 sind kleinere geografische Einheiten an

² Den folgenden Ausführungen zugrunde liegende (religions-)soziologische Untersuchungen finden sich verarbeitet und genau belegt in meiner Monografie *Kirche in der postmodernen Welt. Der Beitrag George Lindbecks zu einer neuen Verhältnisbestimmung*. Innsbruck, Wien 2001, die vor meinem Klosterereintritt entstand. Seither versuche ich, neuere Entwicklungen aus der Perspektive meiner benediktinischen Lebens- und Denkform zu verstehen. Einschlägige Publikationen jüngerer Datums habe ich aufgenommen, ohne sie hier im Einzelnen dokumentieren zu können. Ausdrücklich nennen möchte ich Elmar Salmann OSB, der mir seit meinem Studienaufenthalt in Rom 2001 bis 2003 ein wertvoller Gesprächspartner ist.

die Stelle von Riesenreichen mit einer Zentralgewalt getreten. In dieser Entwicklung lässt sich ein Sinnbild für die sich langsam durchsetzende Zersplitterung in einzelne Lebenswelten sehen. Doch gesellt sich zum postmodernen Ruf nach Befreiung von der Uniformität immer wieder eine merkwürdige Sehnsucht nach Vereinheitlichung, die in Politik, Wirtschaft und im Lebensgefühl zu bemerken ist. Jedenfalls möchte die Postmoderne gegenüber einer rationalistischen Wirklichkeitskonzeption mit ihrer verengten Logik des Messens und Wägens den Sinnen und Gefühlen wieder eine eigene Erkenntniskraft zugestehen. Die Architektur veranschaulicht diese Entwicklung: Der einheitliche und rein funktionale Bauhausstil macht einer facettenreichen, zuweilen spielerischen Gestaltung Platz, in der Schönheit und Ornamentik erneut eine wichtige Rolle spielen – wenn auch oft allzu eklektisch und sinnentleert.

Pluralität ist der Kern der Postmoderne. Sie heftet die Befreiung vom Einheitszwang auf ihre Fahnen und verspricht mit dem Rückgriff auf Vielfalt, Eigenart und die Buntheit des Lebens eine ganzheitlichere Erfassung der Wirklichkeit. Damit kommen neben einer nihilistischen Komponente auch ästhetische und mystische Dimensionen der Postmoderne in den Blick, die jeden Einzelnen betreffen. Er darf und muss sich seinen Lebensraum erfinden, definieren, gestalten – jeden Tag aufs Neue. Da es weniger etablierte Verhaltensregeln und Denkmuster gibt, ist jeder Mensch mehr oder weniger dazu befreit *und* genötigt, Dinge und Ereignisse nach eigener Maßgabe wahrzunehmen, einzurichten und zu bewerten. Alltag, Beruf und Beziehungen werden zu Projekten. Ungeheure Möglichkeiten liegen in der freien Gestaltung des eigenen Lebens: Wie viele einengende Grenzen sind doch in den letzten Jahrzehnten verschwunden, wie viele oft versklavende Hierarchien im Beziehungsnetz gefallen! In der radikalisierten Moderne kann ich unabhängig von Herkunft und Geschlecht meine Karriere aufbauen; eine Vielzahl von kulturellen und religiösen Angeboten steht mir zur Verfügung. Das Leben gleicht zuweilen gar einem Roman oder einer der zahllosen Fernsehserien – ereignisreich, unbegrenzt, beliebig. Viele versuchen auch, es so zu leben. Doch der Zwang zur Individualisierung überfordert nicht wenige; zuweilen bedrückt er alle. Ständig sich selbst und der eigenen Inszenierungslust anheim gegeben zu sein, führt zur Überlastung, zum Gefühl, immer unterwegs zu sein, ohne jemals irgendwo anzukommen. Die Scheu, sich mit Institutionen zu identifizieren oder sich vorbehaltlos an ein Lebensprogramm oder einzelne Personen dauerhaft zu binden, ist Ausdruck und Motor dieser Misere und führt zur endgültigen Entwurzelung. Die Postmoderne muss auch erlitten werden.

Mönchtum als Gegenwelt

Vor diesem schillernden Hintergrund der Postmoderne verblasst die mönchische Existenz. Sie riecht nach Moder, schmeckt nach selbstverschuldeter Unmündigkeit. Zwar verleitet der Traum von einer noch lebendigen „Großerzählung“ hin und wieder zu einem hoffnungsvoll-verstohlenen Blick hinter Klostermauern. Doch was ein postmoderner Sinntourist in die Kreuzgangsidylle projiziert, kann heutiges Mönchtum nie und nimmer erfüllen. Umgekehrt regt sich von innen das illusorische Begehr, im Leben unter Regel und Abt eine sonst vermisste Ganzheit und unbeschränkte Geborgenheit zu finden. Gewiss, das Ordensleben bietet einen bergenden Rahmen und das Mönchtum einen festen Ort. Vieles ist vorgegeben, anderes ausgeschlossen – das entlastet und bringt Sicherheit. Doch der vom gängigen Lebensgefühl nicht unbeeindruckte Mönch tut sich letztlich schwer, jene Vollzüge einzuüben, die für seine älteren Mitbrüder von Anfang an Selbstverständlichkeit waren. Und der eine Bruder und die andere Schwester mag gar das Gefühl haben, zwischen zwei Stühlen zu sitzen: weder die postmoderne Freiheit ausleben zu können, noch im auseinanderfallenden Kloster von heute Halt, Orientierung und ein lebendiges Beziehungsgeflecht zu finden.

Wie etwa sollen Klöster mit dem Internet umgehen? Es hat eine Durchlässigkeit unterschiedlicher Welten geschaffen, die den selbstgewählten Rückzug vor neue Herausforderungen stellt. Für die Arbeit ist das Internet auch im Kloster ein nützliches Werkzeug – dort ist sein Platz selbstverständlicher als in der Zelle. Außerdem muss jeder für sich die Grenze finden, wo die Freiheit zur Ausflucht und die Information zur Fiktion wird. Würde der hl. Benedikt heute in seine Weisung, nach der Komplet zu schweigen, das Internet einbeziehen?

Am deutlichsten offenbaren sich die Schwierigkeiten für das Mönchtum im heutigen Klima wohl hinsichtlich einer lebenslangen Bindung an eine konkrete Gemeinschaft.³ Verlockende Möglichkeiten im Akt einer freien Selbstbindung auszuschlagen und damit vielfältige Optionen abzuwählen, empfindet unsere Zeit fast als häretisch. Mobilität, absolute Verfügbarkeit über sich selbst und der ständige Wandel sind Grundzüge heutiger Selbstverwirklichung. Dagegen ist für den Mönch die Bindung an eine feste Gemeinschaft ein Gelübde (*Regula Benedicti* 58,17); der hl. Benedikt schärft dem Mönch sogar ein, nicht einmal der eigene Leib gehöre ihm (*RB* 58,25). Um dem Eigenwillen abzuschwören und sich dem Unplanbaren zu ergeben, soll sich der Mönch täglich den Tod vor Augen halten (4,47): Die *ars vivendi* ist eng mit der *ars moriendi*

³ Zur Illustration vgl. C. Kunz, *Das Ganze im Fragment leben. Lebensentscheidung heute zwischen Anspruch der Treue und Einspruch der Postmoderne*, in: *Ordenskorrespondenz* 47 (2006), 387–395.

verknüpft. Ob nicht zwischen der heutigen Todesverdrängung und der man gelnden Fähigkeit zu lebenslanger Bindung ein Zusammenhang besteht? So gesehen kann das Mönchtum einer Selbstbedienungsmentalität nur wenig religiöse Sinnbefriedigung bieten.

Nur wenn das Mönchtum sich von der Postmoderne abgrenzt, können beide neu aufeinander zugehen und sich gegenseitig befruchten. Doch zuweilen praktiziert es das Gegenteil: Man biedert sich – wie manchmal in der Kirche überhaupt – dem Zeitgeist an, entschuldigt sich im Vorhinein für eine über Jahrhunderte bewährte Lebensform und versucht ängstlich, das Sperrige, Mühevolle und Merkwürdige auszublenden und so ein Christentum light zu verkörpern (das im Übrigen weder die Gläubigen noch die Zeitgenossen interessiert). Das ist sicher zu pauschal gesagt. Aber haben nicht die Mönche selbst in den letzten Jahrzehnten zu sehr versucht, das Christentum dadurch zu retten, dass sie ihre eigene Lebensweise als kleine Aufbesserung für ein diesseits orientiertes Leben in der Welt darstellten? Im guten Glauben, eine nette Gemeinschaft aufzubauen zu können, setzt man auf äußerliche Dinge, auf liturgisches Make-up und soziale Aktivitäten, ohne an die Wurzel zu gehen. Junge Menschen, die ein radikales Mönchtum leben wollen, werden so in verzweifelte Bewegungen der Restauration gedrängt, die sich von der Welt ganz abschotten und in einem angeblich reinen Mönchtum modernistischen Versuchungen erst recht erliegen. Wir brauchen ein neues Verständnis des Mönchtums, das weder einen Ladenhüter im Ausverkauf propagiert noch eine elitäre Sonderwelt, welche ihre Zeit verteufelt.⁴ Demütig und dennoch stark möge das Mönchtum ein klares Profil einer auch heute aktuellen Lebensform zeigen, das für Kirche und Welt wirklich etwas zu bedeuten hat. Doch dazu muss es sich von außen betrachten und sich von einer scheinbar fremden Welt her neu begreifen.

2. Mönchtum in postmoderner Fassung

Die Postmoderne stellt für das Mönchtum eine Herausforderung dar, die sich lohnt. Denn das heutige „Leben im Dazwischen“ erfordert und eröffnet einen Blick von außen. Er kann dem Mönchtum zu einer Selbstbesinnung verhelfen, die sich heutigem Leben und Denken verantwortlich weiß und sich zugleich bisweilen vernachlässigten Bereichen mönchischer Existenz zuwendet. Vor allem geht es um deren Strukturprinzipien, die in einer postchristlichen Zeit neu zum Bewusstsein kommen müssen, sollen sie nicht verloren gehen. Diese

⁴ Eine Typologie der liberalen und anti-liberalen Fehlformen des Mönchtums habe ich entfaltet im Artikel *Symbol einer Gegenwart. Auf dem Weg zu einer postmodernen Anschauung des Mönchtums*, in: Zeitschrift für Katholische Theologie 126 (2004), 269–296.

Suchbewegung entspricht dem theologischen Postulat einer Elementarisierung des Glaubens angesichts der Minderheits situation des Christentums in den westlichen Gesellschaften. Eine Elementarisierung des Mönchtums würde bedeuten, seine Lebensform im derzeitigen Verständnishorizont zu verstehen und die wesentlichen Inhalte und Vollzüge vor dem Hintergrund heutiger Lebensweisen zu erklären.⁵

Sich in die gemeinsame Geschichte einüben

Das Kloster erscheint in der postmodernen Perspektive als Glaubensschule (*RB Prol. 45: dominici scola serviti*). Es muss heute vielfach Aufgaben nachholen, die es bisher als Mitgift einer allgemeinen katholischen Sozialisierung voraussetzen konnte. Was im Hintergrund schon immer eine wichtige Rolle spielte, tritt dadurch plötzlich als eigenes Thema hervor: Gemeinschaft und Tradition. Die Einübung ins monastische Leben verlangt nämlich, sich die segmentierte Erfahrungsgeschichte der Kommunität anzueignen. Der Mönch bildet sich nicht selbst aus, sondern erhält eine sinnlich und leiblich vermittelte Formung durch das alltägliche monastische Leben. Ein klösterlicher Rhythmus, eine Einteilung von Zeit und Raum sowie Gebärden, Riten und Erzählungen, in denen sich das Menschsein im Angesicht Gottes vollzieht, empfangen ihn. Alles und jedes, auch die eigene Lebensgeschichte wird von einem Anderen her gedeutet. Einzelheiten des klösterlichen Daseins können für den Mönch bedeutungsvoll sein oder es wieder werden. Das gemeinsame und persönliche Gebet, Kleidung, Geschichten über die Anfänge und längst verstorbene Mitbrüder, vertraute Orte (vom Oratorium bis zum Baum im Konventgarten) schaffen eine differenzierte Identität. Die Bedeutung der „Story“ ist an jeder Rekreation abzulesen: Dort erzählen die älteren Mitbrüder zum wiederholten Male vergangene Ereignisse, die für die Jüngeren schrittweise zum eigenen Er-

⁵ Hervorragende Beispiele, das Ordensleben neu zu buchstabieren, finden sich bei M. Schambeck, *Aus der Gottessehnsucht leben – Ordenstheologie in Zeiten des Übergangs*, in: Geist und Leben 76 (2003), 243–253; M. Wolfers, „Für Gott leben in Christus Jesus“ (*Röm 6,11*). *Christologische Perspektiven zu einer lebenslangen Bindung*, in: M. Schambeck/W. Schaupp (Hrsg.), *Lebensentscheidung – Projekt auf Zeit oder Bindung auf Dauer? Zu einer Frage des Ordenslebens heute*. Würzburg 2004, 133–149; sowie F. Gmainer-Pranzl, *Gestalt einer größeren Freiheit. Überlegungen zur Ordenstheologie heute*, in: Erbe und Auftrag 82 (2006), 21–34. Bemerkenswert sind auch die Neuauflagen monastischer Klassiker und die Sammelbände zum Mönchtum heute, wie sie z.B. von der Gemeinschaft von Bose bei Turin unter ihrem Prior Enzo Bianchi herausgegeben werden. Wie sehr eine derartige Neufassung des Mönchtums bereits vor Beginn des II. Vatikanischen Konzils unter den Nägeln brannte, lässt sich an der Debatte im Anschluss an Wilfrid Tuninks Artikel *Purity of Heart and the Modern Monk* ermessen; vgl. dazu *The American Benedictine Review* 10 (1959), 205–218; 12 (1961), 505–522; 13 (1962), 123–150. 359–389; 14 (1963), 263–291.

lebnisraum werden. Ebenso hat jedes Kloster seine liturgischen Orte, an denen über die Jahrhunderte der Verstorbenen gedacht wird. Denkwürdige Einschnitte, die Gründung und die Aufhebung etwa, werden im Gottesdienst und bei Tisch zum „inszenierten“ Hausfest. Wie die Kirche überhaupt ist das Mönchtum eine Erinnerungs- und Erzählgemeinschaft, ein formatives Netz kultureller Praktiken, die den Umgang und das Verständnis von Gott, Welt und Selbst prägen.

Wer heute den Glauben annimmt, trifft deutlicher als früher eine bewusste persönliche Entscheidung. Unser Leben ist individueller geworden. Der postmoderne Grundsatz, eine Praxis nicht blind zu übernehmen, sondern zuerst ihre Sinnhaftigkeit für das eigene Leben auszuloten, ist so gesehen auch ein Befreiungsschlag für das Mönchtum. Es besteht ja nicht in der äußerlichen Pflichterfüllung und im Ableisten eines Gebetspensums. Vielmehr umfasst es eine eigen-artige Lebensform, die zu einem Innenleben führen soll, das sich nach einer anderen Welt ausstreckt. Die monastische Observanz ist dem Einzelnen zwar vorgegeben; er muss sie sich aber auch immer neu erwerben, sonst bleibt sie hohl oder wird beim geringsten Widerstand aufgegeben. Jede Generation muss sich das Erbe neu aufbereiten; Originalität besteht nicht darin, gänzlich Neues zu schaffen, sondern durch die ureigene benediktinische Grammatik und ihr reichhaltiges Vokabular eine Sprache des Lebens und des Glaubens im Heute auszubilden und sie anderen zugänglich zu machen. Mönch sein heißt nicht bloß, mit dem Verstand etwas für richtig zu halten und bestimmten Regeln zu folgen. Es bedeutet, Teil eines lebendigen Organismus zu werden: sich von der Vorgabe treffen und verwandeln lassen und von innen heraus handeln und reden. Ob nicht das neu erwachte Interesse an den Wüstenvätern ein berieseltes Zeugnis für dieses zeitgemäße Verständnis des Mönchtums ist? Besonders die jüngere Generation in den Klöstern stellt eine Mentalität in Frage, für die sich die Gebetsverpflichtung im treuen Ableisten eines überkommenen Quantum erschöpft. Eine kontemplative Einstellung fragt nicht nach der Menge, sondern zielt auf Qualität. Von daher wird zuweilen auch die tägliche Messe in Frage gestellt, während die Wertschätzung der Handarbeit zunimmt. Neugründungen im monastischen Raum weisen ihr eine Schlüsselrolle zu.

Neuorientierung in der Différence

Die Initiation in eine Gemeinschaftstradition muss einhergehen mit der achtsamen Entfaltung der Person. Ein Ordensinstitut hat ausgedient, wenn es sein Ziel nur noch darin sieht, die ihm zugewachsenen Arbeitsfelder möglichst lange bewirtschaften zu können. Aktivitäten dürfen nicht davon abhalten, von den eigenen Ursprüngen her ein Ordenscharisma auferstehen zu lassen, in dem

Menschen auch heute einen einladenden Weg zur intensiven Begegnung mit Gott, den Menschen und sich selbst entdecken können. Klöster leben nicht nur für ihre sicher bedeutsamen seelsorglichen, pädagogischen und wirtschaftlichen Aufgaben. Um der depressiven Logik des „Noch“ zu entgehen, müssen sie sich auf die Grundlagen ihrer Existenzform besinnen. Dann widerstehen sie leichter der Versuchung, Kandidaten nur danach zu bewerten, was sie mitbringen und wie sie in Zukunft eingesetzt werden können.

„Wenn uns alle äußereren Tätigkeiten genommen würden, wer wären wir dann und was würden wir noch darstellen?“ Diese Frage eines unserer Novizen könnte im Mönchtum, ja überhaupt im Ordensleben den schmerzlichen und befreienden Schritt vom Zweckverband zur Vereinigung (*Kon-vent*) individueller Gottsucher auslösen. Ordensleben als – richtig verstandenes – Lebensexperiment käme der Postmoderne entgegen und würde dem Mönchtum sein eigenes Wesen erschließen helfen: Sicherheit wird durch Wagnis ersetzt, etablierter und privilegierter Stand durch Ausgesetzt-Sein; an die Stelle des Gefühls, endgültig angekommen zu sein, tritt eine Sehnsucht, die nicht mehr zur Ruhe kommt.⁶

Eine Lebensform, die ihre Strahlkraft nicht nur von vorzeigbaren Produkten, anerkannten Dienstleistungen sowie um ihrer selbst willen fortgeführten Traditionen erwartet, ist auch offener für die Unsicherheit unserer Epoche mit ihren zerrütteten und gebrochenen Biografien und Lebensentwürfen. Die Moderne besaß eine sichere Identität, die auf den Begriff gebracht werden konnte. In der Postmoderne dagegen gibt es keine eindeutigen und allen verfügbaren Erkenntnisse, sondern nur vorläufige Deutungen, die sich nach der jeweiligen Perspektive richten. *Différence* ist das Zauberwort der Postmoderne, und sie betrifft auch das Mönchtum.⁷ Das Differenzdenken hilft, die Innensicht nicht mit der Außensicht gleichzusetzen: Was für Insider Sinn hat und eine ganze Bedeutungswelt eröffnet, erscheint von außen als missverständlich und befremdend. Hier liegt das Problem, aber auch die Chance kirchlicher Sozialformen: Sie erscheinen zunehmend unverständlich und faszinieren doch als etwas

⁶ Vgl. hierzu die schlichten, aber eine ganze Ordenstheologie offenbarenden Tagebuchaufzeichnungen der Franziskanerin M. Kriegner, *Ob das Liebe ist? Dem Geheimnis einer Begegnung auf der Spur*. Bregenz 2003; weiters Ch. Schütz, *Sendung und Erwartung der Ordensgemeinschaften heute*, in: Ordenskorrespondenz 46 (2005), 164–172 u. N. Lohfink, *Die Orden als Gottes Kirchentherapie. Biblische Überlegungen zur Not der Kirche und vieler Orden*, in: Ordenskorrespondenz 27 (1986), 31–54, dessen Grundthesen und ihre ordensgeschichtliche Beweisführung mich im Übrigen nicht immer überzeugen.

⁷ Sehr erhellend dazu W. Schaupp/M. Wolfers, *Denken der Differenz – Leben in Achtung vor dem Anderen. Anstöße heutiger Philosophie für das Leben in einer Gemeinschaft*, in: Geist und Leben 76 (2003), 254–262; vgl. grundlegend G.-M. Hoff, *Die prekäre Identität des Christlichen. Die Herausforderung postModernen Differenzdenkens für eine theologische Hermeneutik*. Paderborn 2001.

anderes. In den unsicher gewordenen Räumen der zerklüfteten Postmoderne ist plötzlich wieder Platz für alternative Lebensformen aller Art, gerade auch für religiöse Gruppen, die ihr Leben im Angesicht eines ganz Anderen zu gestalten versuchen. Das Mönchtum schafft eine Welt der einsamen Fremde, die der Postmoderne zutiefst entspricht – und die sie doch nur schwer erträgt.

Mönche leben aber nicht nur ihre Differenz zur Welt, sondern auch ihre gegenseitige. Eine benediktinische Gemeinschaft wird zur kollektiven Hölle, wenn die schmerzliche Verschiedenheit ausgeblendet oder eingeebnet wird. Die feste Platzordnung bei Gebet und Mahlzeiten nach dem Eintritt (nicht nach Sympathie), die Tischlesung und das Schweigen an bestimmten Orten und zu vereinbarten Zeiten etwa sind Elemente einer objektiven Struktur. Sie bewirken eine Distanz, die verhindert, dass das Kloster zu einer Wohngemeinschaft, einem Verein oder Zweckverband verkommt. Gott steht im Mittelpunkt und ist selbst in der Einheit von *ora et labora et lege* („Bete und arbeite und lies!“) nur erahnbar; nicht umsonst lautet das erste Wort der Benediktusregel „Höre!“ Die hier zutage tretende Differenz gründet in der Freiheit des Menschen. Der Mönch versucht auf diese Weise, den Schmerz des niemals Identischen, der steten Abwesenheit von letzter Erfüllung bewusst auszuhalten und in sehnsuchtsvoller Lebenswache Gott den immer Größeren sein zu lassen. Wo das gelingt, wird das Mönchtum zu einer Herausforderung und Bereicherung für unsere Welt und Kirche.

3. Lebendiges Zeichen eines Anderen

Unsere Wendezzeit, die wir etwas rasch mit dem Konzept der Postmoderne zu erfassen versuchten, erfordert und ermöglicht eine Re-Vision des Mönchtums. Sie speist sich ebenso aus der Empfänglichkeit für die gegenwärtige Lebens- und Denkweise wie aus einem aktualisierten Eintauchen in die monastische Tradition. Zumindest in der westlichen Welt hat der Einfluss des Mönchtums auf Kirche und Gesellschaft abgenommen. Bisherige Selbstverständlichkeiten sind verloren, ebenso seine herausgehobene Stellung. Doch gerade dass es ins Ungewisse gerät, hilft dem Mönchtum, zu sich selbst zu finden. Seine neue Gestalt ist angesiedelt am Rande der pluralistischen Gesellschaft; sie wird missverstanden, toleriert, manchmal auch bewundert. Das Klosterleben kann sich so einer kirchlichen Funktionalisierung leichter entziehen. Hier stoßen wir auf ein scheinbares Paradoxon, das heute in gewissem Sinne das ganze Christentum betrifft: Das von der Welt marginalisierte Mönchtum ist für sie bedeutsam, weil es einer anderen Wirklichkeit verpflichtet ist.

Eine eindeutige monastische Lebensform stellt den Anspruch Gottes über alles. Indem das Mönchtum vorherrschenden Trends und Moden widersteht,

relativiert es gesellschaftliche Verhaltensmuster und Erwartungshaltungen. Für die Welt ist ein solches Alternativmodell durchaus wichtig und interessant. Umso mehr ist darauf zu achten, ob wirklich die mönchische Existenz selbst auf Ablehnung stößt und belächelt wird. Erregen nicht eher veraltete Usancen und Normen des Ordenslebens und eine daraus entstehende Verschrobenheit Anstoß und erschweren den Zugang? Auch wenn das Religiöse sonst in die Privatsphäre verbannt wird, weiß die Postmoderne markante Orte zu schätzen, die es überzeugend darstellen. So gesehen hat die monastische Innerlichkeit Bedeutung für die Gesellschaft. Das zeigt sich darin, dass die Klosterwelt in den Massenmedien in neuer Weise sichtbar ist; in diesem Phänomen meldet sich im Übrigen eine neue Form von Entprivatisierung der Religion, die auch andernorts zu beobachten ist. Ein solches kulturelles Klima fördert durchaus eine monastische Eigenkultur. Da das postmoderne Denken keine neutrale Basis der Lebenserfahrung und Argumentation mehr zulässt, die alle einsehen und teilen, brauchen sich die kirchlichen Sozialformen nicht mehr ständig vor der säkularen Vernunft zu rechtfertigen. Sie dürfen wieder punkten mit ihrer Eigenart. Das Mönchtum kann somit auf seine eigene Kultur bauen, ohne ständig eine Beurteilung zu befürchten, die nur das äußere, oft befreindliche Gewand sieht. Es muss sich keiner Funktionalisierung im Zeichen modernen Fortschrittsdenkens beugen, das ihm lediglich eine Bedeutung als Kulturträger oder soziale Einrichtung zubilligt.⁸

Wenn das Mönchtum sein Wesen nicht verrät und sich nicht in einer Sonderwelt abkapselt, dann hat es einen Ort in der offenen Gesellschaft. In ihr haben Klöster keinen Herrschaftsanspruch (mehr), ihre Glaubwürdigkeit hängt nicht vom wirtschaftlichen Erfolg ab. Das Mönchtum drängt sich nicht auf, es wartet verhalten auf das freie Interesse von Menschen, die sich ihm annähern oder gar verschreiben wollen. Nach außen soll es freigebig und gastfreundlich sein, nach innen fordernd und konsequent. Von daher kann es ohne Identitätsverlust der Kultur und Gesellschaft offenherzig begegnen, z.B. der modernen Kunst etwas abgewinnen. Wenn Mönchtum sich so versteht und verhält, kann es zersplitterte und gebrochene Existenzen wahrnehmen und sie einer Ganzheit zuführen, die nicht dieser Welt entspringt. Mönche sollen von Gott her auf die Welt schauen, Lebenskeime in ihr wahrnehmen und dem Zeitgeist, der sich allzu gern absolut setzt, mit einem leisen Lächeln begegnen. Ob ein solches Mönchtum nicht auch der Kirche viel zu sagen hätte?

⁸ Klöster als differenzierte Gefüge eigener Prägung und so als »Biotope« des Glaubens zu verstehen, ist das Anliegen einer steigenden Zahl von Veröffentlichungen zum Ordensleben. Stellvertretend seien genannt M. Casey, *The Monk in the Modern World*, in: Tjurunga 21 (1981), 5–24 u. M. Kehl, *Kirche und Orden in der Kultur der Moderne*, in: Geist und Leben 74 (2001), 180–192.

Einladung zum Rendezvous mit Gott

Bedeutungsvoll ist das Mönchtum für Kirche und Welt, weil es in einer jahrhundertelangen Tradition verankert ist; das Leben mit Gott auf dieser Erde prägte es von Anfang an, ob erematisch oder zönonitisch verfasst. Der von weit her kommende mönchische Blick soll Zeugnis geben von Gott, der dem irdischen Leben eine große Würde verleiht und ihm zugleich den Druck nimmt, letzte Instanz sein zu müssen. Das Mönchtum ist gerufen, in allem die Transzendenz aufleuchten zu lassen, vom Chorgebet bis zur Arbeit im Garten. Selbst die Geräte soll der Mönch wie heiliges Altargerät behandeln (*RB* 31,10). Im Abt, im Gast, im leidenden Mitbruder – überall stellt es den Anspruch, Jesus Christus zu begegnen. Nichts ist bedeutungslos, alles ist berufen, Vorort und Gefäß des Heiligen zu sein. Noch immer und wieder neu suchen Menschen gerade in Klöstern eine überlieferte Weisheit, die ihnen den Weg weist und eine tiefere Wirklichkeit erschließt. Ihre Gegenwart wollen sie über das gelebte Mönchtum durch Vergangenes anreichern und so eine tragfähige Zukunft gestalten, die nicht bloß im Moment aufgeht. Klöster können auf diese Weise einer pluralistischen Gesellschaft und ihrer um Antworten ringenden Kirche vor Augen führen und begreifbar machen, dass Sinn durch erprobte Lebensordnung gestiftet wird und wir unendlich mehr empfangen als geben. Engagement und Kreativität bedeuten deshalb nicht, stets etwas neu erfinden zu müssen und auf die eigene Genialität zu bauen; wir dürfen vielmehr die überlieferten Reichtümer heben und ansprechend inszenieren. Klöster können den engen Horizont öffnen, das Fremde ins Eigene bringen und unkonventionell, persönlich, anspruchsvoll eine Ahnung von der transzendenten Welt vermitteln – zu einem „Rendezvous mit Gott“⁹ einladen.

Der Stoff dafür muss allerdings aus der eigenen Überlieferung kommen. Ein Aufenthalt im Kloster ist keine religiös verbrämte Geselligkeit. Zu gern möchte die Wellness-Kultur die anziehende Atmosphäre der Klöster für ihre Zwecke vereinnahmen, als wäre Stille herstellbar und die Brauerei das Wesentliche. Klöster springen manchmal mit erstaunlicher Bereitwilligkeit auf diesen Zug auf. Hildegard von Bingen würde sich darüber wundern, was alles unter ihrem Namen verkauft wird. Die Vermarktung des Mönchtums schlachet auch Benedikt und die Wüstenväter aus und sucht in ihnen nur noch leicht vermittelbare Tipps für Manager und gestresste Zeitgenossen. Bei aller echten Suche, die sich hier äußert, droht doch das Missverständnis eines Mönchtums, das nichts

⁹ Vgl. M. Hochschild, *Rendezvous mit Gott. Eine soziale Topographie des Klosters von heute*, in: Theologisch-praktische Quartalschrift 152 (2004), 117–130; allgemein zum Thema äußert sich der Pariser Soziologe in seinem anregenden Büchlein *Neuzeit der Orden. Kursbuch für Himmelsstürmer*. Münster 2005.

kostet und ohne religiöse Verbindlichkeiten zu imitieren ist. Die Mönche und Nonnen dagegen haben immer gewusst: Wer Gott sucht, wird unausweichlich mit seiner eigenen Zwiespältigkeit konfrontiert; er muss von sich selbst abscheiden lernen und sich dem religiösen Sinngefüge anvertrauen.

Das Fremde ins Eigene holen

Das Mönchtum ist keineswegs zu einem bedeutungslosen, von der Welt abgehobenen Leben verdammt. Es transzendierte die Welt, nimmt sie freilich an (inter-)kulturellen Lernorten klösterlicher Prägung auch auf. Das Leben im Angesicht eines Anderen lässt die Gemeinschaft das Fremde und Andersartige leichter ertragen und fruchtbar machen. Dass etwa während der beiden Weltkriege in internationalen Konventen in Rom Landsleute verfeindeter Staaten friedlich zusammenlebten, zeugt von einer monastischen Eigenkultur, die der Welt *auch* gegenübertritt und sie so über sich selbst hinausführt. Die Einheit in der Verschiedenheit vorleben: darin läge ein wichtiger Dienst des Mönchtums für die Welt. Das postmoderne Ich fühlt sich zerrissen zwischen den eigenen Bedürfnissen, der Familie, dem Beruf, den sozialen Verpflichtungen. Der Erwartungsdruck der Gesellschaft macht nicht einmal Halt vor der Freizeit; selbst der Urlaub will optimal und spektakulär gestaltet sein. Auch das Gleichgewicht zwischen dem öffentlichen und dem privaten Sektor zu halten, fällt schwer: Jeder beansprucht für sich eine möglichst ausgedehnte Privatsphäre, will aber zugleich Einblick nehmen in die der anderen. Dazu kommt ein Gefühl der Ohnmacht gegenüber den politischen und wirtschaftlichen Vorgängen; man fühlt sich ihnen ausgeliefert, ohne sie zu durchblicken, geschweige denn mitgestalten zu können.

Auch das Kloster ist keine heile Welt. Es ist Kind seiner Zeit, aber nicht ihr Sklave. Soziologisch gesprochen, lebt die partikulare Sozialform des Mönchtums im Angesicht einer „dritten Größe“: Seine Erwartung ist dem offenen Horizont Gottes zugewandt; daher kann es seinen Mitmenschen eine neue Anspruchslosigkeit vermitteln und bezeugen. Die vermeintlich beengende Übersichtlichkeit einer scheinbar überraschungsarmen Lebensform erweist sich als Befreiung von einer Unübersichtlichkeit, die den Menschen eher müde als glücklich werden lässt. Das Mönchtum versucht auf seine Weise, das Individuum zu entlasten und es zugleich in Verantwortung zu nehmen: feste Raum- und Zeiteinteilung, Rangordnung (*Senium*), Dienstplan etc. Der Mönch ist einerseits verantwortlich für seine individuelle Gottsuche, die ihm niemand abnehmen kann; er braucht nicht zu befürchten, in der anonymen Masse aufzugehen. Andererseits bewahrt ihn die gemeinschaftliche Tradition davor, alles von sich zu erwarten; sie relativiert seine eigenen Wünsche und Leistungen durch ihre

Geschichte, die in unvordenkliche Zeiten zurückreicht. Dadurch ist einer Fragmentierung der Lebenswelt Einhalt geboten: Was getrennt scheint, wird auf geistlicher Ebene als verbunden erlebt. Für den Mönch ist in seiner Welt alles aufgenommen und geborgen, sind die verschiedensten Dinge und Menschen vereinigt in einer harmonischen Ganzheit. Gelungenes Klosterleben verdankt sich einem Netz von Vertretungen, das anderen trotz ihrer Schwächen und Unzulänglichkeiten erlaubt, die ihnen zugesetzte Stelle einzunehmen und auszufüllen.¹⁰

Für die Kirche wäre schließlich insbesondere beachtenswert, wie in Klöstern Tradition weitergegeben wird. Dort ist der Glaube eine organische Lebensform und kein abstraktes Lehrgebäude. Eingepflanzt wird er nicht so sehr durch abstrakte Formeln und Handlungsanweisungen, sondern durch die konkrete, leibliche Einübung in religiöse Anschauungen und Fertigkeiten. Zeichen und Symbole, Dichtung und Malerei, Rituale und Erzählungen vermitteln ein christliches Sinngefüge, in das sich der Glaubende einlässt und durch das er die Wirklichkeit versteht. Das Christentum kann seine Sinne zurückgewinnen, indem es sich auf seine vielfältigen Traditionen besinnt und dadurch im Heute erneut sinnvoll wird. Die Klöster verkörpern die Priorität des Seins vor dem Tun. Ihr Gründungscharisma, das sie stets neu entfachen und sich aneignen müssen, räumt dem Hören auf das Wort und der Feier des Gottesdienstes den ersten Platz ein. An dieser Stelle sei vorsichtig gefragt, ob nicht die pfarrliche Betriebsamkeit gerade jenen Nährboden austrocknen lässt, auf dem die Sehnsucht wachsen kann, nach den evangelischen Räten zu leben.

Die uneingelöste Sehnsucht

Das Mönchtum knüpft an die Postmoderne an und widersteht ihr, ist ihr aufnehmend nah und kritisch fern. Durch seine bloße Existenz macht es die Geschichte neu als Ort des Heils erfahrbar und kann ein Zeitverständnis einbringen, das im Gegensatz zur postmodernen Auflösung ein Finale und eine endzeitliche Verwandlung alles Geschaffenen kennt. Welt- und Heilsgeschichte fallen im Kloster anfanghaft zusammen – dieser *prophetische Grundzug* des Mönchtums tritt wieder deutlicher hervor, wenn Ordensleben vermehrt in Differenz zur Welt gelebt und erlebt wird. Als kontrastreiche Glaubensform hat das Mönchtum die *mystagogische Aufgabe*, mit den anderen und für sie unaufhörlich nach Gott Ausschau zu halten und den Menschen zu helfen, Spuren der göttlichen Gegenwart im eigenen Leben zu entdecken (auch wenn die Mönche

¹⁰ Vgl. meinen Aufsatz *Mönchtum als Stellvertretung?*, in: Zeitschrift für Katholische Theologie 128 (2006), 3–30.

und Nonnen selbst zuweilen davon recht wenig spüren). Eine *therapeutische Wirkung* entfaltet das Mönchtum, wenn es den suchenden Zeitgenossen – wie den Mönchen selbst – hilft, Hingabe und Bindungsbereitschaft wieder zu lernen. Das Leben unter Regel und Abt in der Welt von heute kann auf vielen Wegen eine entzauberte Welt (und Kirche) wieder das Staunen lehren. Das monastische Paradigma stellt dafür einen Schatz bereit, der hier nur angedeutet werden kann und für dessen Reichtum Außenstehende oft aufmerksamer sind als die Mönche und Nonnen:¹¹ Das *vacare Deo* („Freisein für Gott“) soll dazu führen, sich für das Wesentliche frei zu halten. Klöster können bezeugen, dass bewusster Verzicht auf nützliche und angenehme Dinge ein erfülltes Leben nicht behindern muss, es sogar ermöglichen kann. Eine daraus erwachsende Kultur der *Absichtslosigkeit* weckt den Sinn für ein zweckfreies Leben im Angesicht Gottes. Die Beständigkeit (*stabilitas*) vermittelt einer Welt, die ständig unterwegs und nur selten bei sich zuhause ist, den Wert des Bleibens. Leben kann nur an einem bestimmten Ort gediegen gestaltet werden. Ist die Lebenswelt nicht an einem Ort verwurzelt, fällt das Dasein auseinander. Das Gelübde der Beständigkeit verwirklicht sich im Gelübde des geordneten klösterlichen Lebensstils (*conversatio morum*). Dieser bedeutet das schrittweise Hineinwachsen in die Wirklichkeit Gottes an einem bestimmten Ort in einer bestimmten Zeit.

Die Distanz zur Welt und der Aufbau einer monastischen Eigenkultur zeichnen das Mönchtum aus, sagten wir am Anfang. Einer Zeit, die den Körperkult pflegt und in dieser Welt aufzugehen scheint, hält auch heute noch der hl. Benedikt entgegen, sich der Endlichkeit bewusst zu werden und den eigenen Lebensraum als Vorwegnahme des Reiches Gottes und als himmlisches Jerusalem zu sehen. Alle Christen sollen Zeugen dessen sein, was wir von der Zukunft erhoffen – und die Mönche sollen dafür mit ihrer ganzen Existenz öffentlich einstehen. Ihre Erwartung drückt sich aus in einem maßvollen Leben hier auf Erden, das Ausschau hält nach mehr. Diese Haltung und Ausrichtung führt einen bedeutenden Philosophen unserer Tage dazu, sein Hauptwerk mit den Worten zu beschließen: „Wir warten nicht auf einen Godot, sondern auf einen weiteren – zweifelsohne völlig anderen – hl. Benedikt.“¹²

¹¹ Zur methodischen Erörterung vgl. M. F. Mannion, *Modern Culture and the Monastic Paradigm*, in: *Communio* 20 (1993), 503–527 sowie die ausufernde Literatur, welche die *Regula Benedicti* und die ihr zugrunde liegende monastische Tradition heutigem Empfinden zugänglich macht.

¹² A. MacIntyre, *Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart*. Frankfurt, New York 1987, 350 (engl. Original *After Virtue*, 1981).